

Markus Wolff: Das Sterne-Camp

GEO Special, 1. Dezember 2010

Weit abgeschieden liegt im Himalaya ein seltsames Dorf: In ihm gibt es Internetanschluss, eine Bar und frische Erdbeeren. Einem GEO-Special-Team raubte so viel Komfort glatt den Atem. Vielleicht lag das aber auch nur an der dünnen Luft. Ein Besuch im Basislager des Mount Everest

Den Professor hat es am schlimmsten erwischt. Hustet sich die Lunge aus dem Leib, schon seit Tagen. Kommt nur zur Ruhe, wenn er sich zum Inhalieren über die Schüssel mit Balsam beugt. Dabei hat er doch nur getan, was alle tun: atmen. Die kalte, trockene, dünne Höhenluft. Aber wer zu gierig nach ihr schnappt, dem schickt sie wie zur Strafe den khumbu cough. Neulingen am Berg genauso wie Routiniers. Wer ihn trotzig ignoriert, den lässt er später beim Aufstieg braunen Schleim oder mausgroße Flocken spucken. Oder dem bricht er die Rippen.

Nicht jeden trifft dieser Husten, dem das Tal seinen Namen gab. Aber leicht macht es die Luft keinem. Bestraft jedes hastige Bücken mit Herzrasen und jeden zu schnellen Schritt mit Keuchen. Nepals Basislager am Mount Everest ist das Dorf der Atemlosen.

Oft endet bereits hier, wo doch alles erst beginnen soll, in 5350 Meter Höhe, zu erreichen lediglich per Hubschrauber oder nach rund zehntägigem Marsch in einer Landschaft, die nur noch aus Geröll und Wind besteht. Mehrere Hundert Zelte leuchten dort vor grauem Untergrund, eine Art Wanderzirkus, der zweimal im Jahr auf einer gewaltigen Gletschermoräne gastiert. Die Bewohner sind Alpinisten, Selbstdarsteller, Rekordjäger, auch wenn nach über 4500 Everest-Besteigungen fast nur noch Titel in Nischen-Kategorien zu holen sind: der erste Diabetiker auf dem Gipfel, der erste Mensch auf Karbonprothesen, der blindeste Blinde.

Eiko Funahashi hat mit 70 Jahren immerhin noch einen relativ handfesten Titel vor Augen: älteste Everest-Bezwingerin aller Zeiten. Die Japanerin ist eine zerbrechlich wirkende Frau mit zeitlupenartigen Bewegungen. Pergamentartig ihre Haut, die sich über ein schmales Gesicht spannt. Fast mumienhaft sitzt sie im Campingstuhl ihres

Essenszelt und blickt durch den geöffneten Eingang schweigend auf eine wenig damenhafte Welt: nur Steine, Eis und Yak-Scheiße.

Die Anwältin hat bereits mehrere Versuche hinter sich, den Berg zu besteigen. In einem Jahr starb ein Mitglied ihrer Gruppe, einmal fand ihr Sherpa die Route nicht, auf einer dritten Expedition vergaß man sie eine Woche in Camp I. Wer glaubt, der Weg sei das Ziel, hat nie mit Frau Funahashi gesprochen.

Neben ihr gehören 17 weitere Mitglieder zur Himex-Gruppe, einer von insgesamt etwa 25 Expeditionen, die gerade auf dem Gletscher kampieren. Nicht alle haben den Gipfel im Visier. Mehrere clean up expeditions wollen lediglich die Hänge von Müll befreien. Oder von Toten, über 120 liegen am Berg. Wer zu Himex gehört, will jedoch ganz nach oben. Seit mehr als 15 Jahren bringt die Firma zahlungskräftige Kunden auf den Everest. Für 40.000 Euro in dieser Saison mit dabei: der hustende Professor Jian Wang, Genetik-Experte, der bei der kompletten Genom-Entschlüsselung des arabischen Kamels half; Zahnarzt Stewart Denize aus Neuseeland, der es bislang als seine größte Lebensleistung ansieht, 19 Stücke Pizza hintereinander gegessen zu haben; der 49-jährige Geologe Dorin Baciú aus Rumänien, der dem Dekan seiner Universität vorschlug, zum 150. Geburtstag der Universitatea Alexandru Ioan Cuza deren Fahne auf dem Everest zu hissen, ausreichende Fördermittel vorausgesetzt; obendrein sieben Multimillionäre wie Shi Wang aus China, Besitzer einer der größten Immobilienunternehmen der Welt.

Teilnehmer Nabil Al-Busaidi, der sich vor der Abreise Visitenkarten mit der Berufsbezeichnung „Abenteurer“ drucken ließ, könnte es wie Frau Funahashi sogar in die Geschichtsbücher seines Landes schaffen: Vom ersten Omaner auf dem Everest trennen ihn nur noch 3500 Höhenmeter. Allerdings hat der 40-Jährige bislang selten an Orten gestanden, die weiter aufragten als eine Sanddüne. Dafür ist er zum Nordpol gewandert, den viele Einwohner Omans auf der Spitze des Everest wähten. Es ist daher eine Art didaktische Mission, in der Al-Busaidi auf Bitten seines Landes unterwegs ist.

Helmut Laaff ist der einzige Deutsche in dieser eigentümlichen Schicksalsgemeinschaft. 49 Jahre, verheiratet, Arzt, Porschefahrer, Hobbywinzer. Seit Monaten hat er sich auf den Everest vorbereitet. Hat seine Ernährung umgestellt, keinen Alkohol mehr getrunken, mit einem privaten Fitnesscoach trainiert und am Ende beim Bildschirmschoner das Foto seiner Frau durch die Aufstiegsroute ersetzt. Bräuchte man ein Musterbeispiel für den zielorientierten Deutschen, man würde Laaff vom Fleck weg engagieren. Wohl keiner in der Gruppe hat so diszipliniert auf die Expedition hingelebt wie er, was den Mediziner fast verärgert. „Bei manchen kriegst du echt nen Schlag“, sagt er und hält die Arme im Halbkreis vor den Bauch: „So 'n Ranzen!“

Auf elf Nationen verteilen sich dick und dünn, 71 Tage werden sie im besten Fall zusammen verbringen, obwohl es wie in einer RTL-Show viele Gründe gibt, vorzeitig aus der Gruppe zu fliegen. Die häufigsten: Krankheit und nachweisliche Berguntauglichkeit. Wie bei der jungen Frau, die im Lager zum ersten Mal Steigeisen anlegte – mit den Spitzen nach oben. Da konnte sie gleich abreisen.

Denn der Leiter der Expedition ist ein ebenso freundlicher wie kompromissloser Neuseeländer, Russell Brice. Ein zäher Mittfünfziger, der in seinem Leben vermutlich mehr Zeit in Schlafsäcken als in Betten verbracht hat. Nach einer Meniskusoperation eilte er 2009 auf Krücken ins Lager. Warum er nicht geritten ist? „Weil ein Pferd so verdammt lahm ist, Mann!“ Disziplin, Ausdauer, Härte sind die Bergsteigertugenden, die Brice schätzt. Auch wenn er selbst sie durch seine Arbeit immer entbehrlicher macht. Wer die Kommerzialisierung des Everest kritisiert, meint Männer wie ihn.

Seit etwa 15 Jahren kommt Brice jedes Jahr in den Himalaya, über ein Jahrzehnt brachte er seine Kunden von der tibetischen Seite aus zum höchsten Punkt der Welt. Die Organisation von Tibet aus ist leichter, die Ausrüstung lässt sich sogar mit Lastwagen ins Basislager auf 5100 Meter fahren. 2008, im Jahr der Olympischen Spiele, scheiterte dann eine Expedition wenige Tage vor Beginn an fehlenden Genehmigungen, Brice machte 250.000 Dollar Verlust, sagt er.

Seitdem baut er sein Camp in Nepal auf, wohin Yaks und Träger das Equipment transportieren müssen, insgesamt 30 Tonnen: 300 Zelte, Generatoren, Kocher, Sofas, Tische, Stühle, einen Backofen, einen Flachbildschirm, eine Bar, eine Autorennbahn. Und wenn die defekte Espressomaschine aus Kathmandu zurück sein wird, dann wird es auch wieder Cappuccino geben. In der extremen Höhe findet sich vermutlich mehr Luxus als im gesamten Tal darunter; als wäre die Welt auf den Kopf gestellt.

„Natürlich, die Frage ist: Haben wir dadurch dem Berg das Abenteuerliche genommen?“, fragt Brice rhetorisch. Durch den Komfort. Oder durch die Fixseile, die seine Sherpas legen. 5000 Meter, wie ein dicker, abgerollter Faden werden sie sich über Hänge und Flanken bis zur Spitze ziehen. Ist ein Gipfel weniger wert, wenn man auf ihn so sicher wie möglich gelangt?

Brice öffnet eine Mappe mit dem Röntgenbild seines geschraubten Knies, darunter einige Excel-Tabellen: Im Verhältnis zur Zahl der Gipfelbesteigungen ist die der Toten am Berg immer weiter gesunken; gestorben an Lungenödem ist einer der Sherpas. Aber kein Kunde.

Mittlerweile sind neun der weltweit 14 Achttausender gefährlicher als der Everest. Das ist nicht nur das Verdienst von Brice, es sind aber die großen Veranstalter, die dafür mitverantwortlich sind. Denn es gibt auch die anderen, die Billiganbieter weiter oben, hinter den verschmutzten Planen, die eher ein Flüchtlings- als ein Bergsteiger-Camp vermuten lassen. Die ihr Geschäft mit freeloaders machen, den Trittbrettfahrern, die schlecht ausgerüstet, ohne Sherpas oder Bergführer steigen und anderen Expeditionen einfach hinterherlaufen, gelegte Seile nutzen und in den oberen Camps unerlaubt in den vorbereiteten Zelten schlafen. Die Low-Budget-Kletterer sind ein Grund, weshalb die Zahl der Toten in Brices Excel-Tabelle nicht noch geringer ist.

Aber die beste Logistik mag Sicherheit garantieren – und doch keinen Gipfelerfolg. Für Professor Wang sieht es schlecht aus, er hustet schlimmer als zuvor. Al-Busaidi, Oman, ist gestürzt, Knöchel verstaucht, und den Rumänen Baciú schmerzt beim Anblick der Bergketten zunehmend der Ischias: „Wenn ich liege, ist alles gut. Aber wenn ich laufe – shit!“

Vieles eine Sache der Psyche, sagt Monica Piris Chavarri, die Himex-Ärztin. Es geschehe immer wieder, dass selbst die Kräftigsten scheitern, es aber nicht wahrhaben wollen. „Typen, die sonst überall Erfolg haben, verstehen nicht, dass es hier auf einmal anders sein soll.“ Vergangene Saison ging es für einen durchtrainierten Triathleten schon beim Anblick der bedrohlich aufragenden Séracs im Khumbu-Eisbruch nicht mehr weiter – direkt hinterm Basislager.

Nun gilt der bis auf 45 Grad ansteigende Gletscherrand allerdings auch als gefährlichster Abschnitt der gesamten Route. Zwischen drei und sechs Stunden benötigt ein Bergsteiger, die Passage aus klaffenden Spalten und fragilen Eistürmen zu durchqueren. Vor allem bei Sonnenschein können die Eisgebilde so rasch umstürzen, als wären sie aus Styropor. Ein Ort zum Fürchten. Kann schließlich nicht jeder so unerschrocken sein wie der 57-jährige Ang Nima Sherpa. Der hat seinen Arbeitstag bereits beendet und sitzt nun in zehenfreien Schlappen neben dem kleinen Felsen, auf dem seine Handschuhe und Steigeisen trocknen.

Jeden Morgen gegen halb sechs zieht der Chef der sogenannten Eis-Doktoren mit seinem sechsköpfigen Team hinaus und kontrolliert die Seile und Leitern, mit denen sie zu Beginn der Saison einen Weg durch die Wüste aus verdrecktem Weiß gebahnt haben.

Bereits seit 1975 macht Nima diesen Job, den vielleicht gefährlichsten am Everest. Denn der Gletscher ist in ewiger Bewegung, ein tückischer Fluss aus Eis, der von Zeit zu Zeit bizarres Treibgut anspült: Erst am Morgen wurden zwei Arme gefunden, die aber nicht zueinander passen. Vermutlich gehören sie zwei Sherpas, die vor mehreren Jahrzehnten am oberen Ende ums Leben kamen.

Der Eisbruch sei diese Saison nicht besonders gefährlich, sagt Nima, die Spalten seien nicht zu breit. Oft musste er zum Überbrücken fünf Leitern zusammenbinden, dieses Mal waren es nie mehr als drei. Insgesamt 50 Stück liegen nur dort draußen. Die sammelt das Team am Ende der Saison wieder ein, sofern alles gut geht. Dafür bitten die Männer täglich an ihrem Altar, aus dem eine mit Gebetsfahnen behängte Leiter ragt. „Stark sein reicht nicht, Erfahrung reicht nicht“, sagt Nima. „Man muss jede Menge beten.“

Im Himex-Lager dümpelt der Tag vor sich hin. Den Everest zu besteigen heißt: warten. Geduldig sein. Mit dem Wetter und mit dem eigenen Körper, der durch Touren in höhere Camps stufenweise auf den Gipfel vorbereitet wird. Aber vor allem heißt es, geduldig zu sein mit den anderen. Nach knapp drei Wochen findet Mediziner Laaff bereits die gemeinsamen Mahlzeiten fast anstrengender als jede Akklimatisationsübung. „Die ganze Rülpserei und Spuckerei geht mir hier wahnsinnig auf die Nerven. Bergsteigen bedeutet doch nicht, unästhetisch zu sein.“

Dabei ist es zumindest äußerlich der wohl ästhetischste Zeltplatz weit und breit: Zum Aufstehen reicht das Küchenpersonal Tee und warme Erfrischungstücher, auf den Tischen der mit Teppich ausgelegten Zelte stehen Vasen mit Plastikblumen, und wer mag, kann in Liegestühlen durchs Panoramafenster des weißen Kuppelzeltes der Sonne beim Wandern zusehen.

Auch an der Küche ist nichts auszusetzen, und wer es dennoch tut, den erdet Koch Phurba Tashi Sherpa schnell: „Ist schließlich kein Restaurant hier!“ Drei Mahlzeiten serviert er pro Tag, mit jeweils mehreren Gängen. Schon in Kathmandu hat er rund vier Tonnen haltbare Lebensmittel zusammengestellt, darunter 2000 Kilo Kartoffeln, 1500 Kilo Reis, 300 Kilo Zucker, 100 Kilo Salz. Dazu frische Früchte, die in temperierten Behältern hergetragen wurden. Frisches Gemüse, Yak- und Hühnerfleisch kommen einmal pro Woche aus Namche Bazar, der größten Ortschaft des Tals, und am Tag vor dem endgültigen Aufbruch zum Gipfel bringt ein Hubschrauber Lachs und frische Erdbeeren. Wohlgenährt entlässt der Koch die Gruppe dann in den Berg – der seine ganze Arbeit zunichtemacht: Die Kalorien von 30 Schokoladentafeln verbraucht jeder Bergsteiger allein am Gipfeltag. Nicht selten nehmen muskulöse Männer insgesamt 20 Kilo ab.

Bei den meisten anderen Camps ist die Verpflegung eher einfach. Um das zu sehen, reicht beim Gang durch die Lager schon ein Blick auf die in der Sonne ausgebreiteten Planen. Essensreste liegen darauf, die getrocknet an Gewicht verlieren. Denn alles, was auf den Berg hinaufgekommen ist, muss auch wieder hinunter. Jede Leiter, jede Verpackung, jede Kartoffelschale. Rund 4000 Dollar hat Himex-Chef Brice allein für Abtransport und Entsorgung seiner Toilettensäcke einkalkuliert, 1,20 Dollar kostet das pro Kilogramm Inhalt.

Die Auflagen sind streng geworden. Seine in Kathmandu hinterlegte garbage fee von meist mehreren Tausend Dollar erhält nur zurück, wer zwischen Basislager und Gipfel keinen Abfall hinterlässt: kein Toilettenpapier, keine Sauerstoffflaschen, keinen Toten. Zumindest das Basislager ist inzwischen wohl einer der saubersten Orte der Welt.

Später Nachmittag, im communication tent gibt es Tee mit Whiskey, und im Hintergrund knacken die Funkgeräte. Tägliches Treffen der Guides. Nur Brice, drei Bergführer und der Leiter der climbing sherpas, ohne die kein Kunde auf den Gipfel käme. Wochenlang brechen die 24 unscheinbaren, enorm kräftigen Männer Nacht für Nacht auf, um die Sicherungsseile zu legen und die höheren Lager einzurichten. Um drei Uhr in der Dunkelheit ziehen sie mit Stirnlampen, schwerem Gepäck und rasselndem Klettergeschirr los, wie Hightech-Zwerge auf dem Weg ins Bergwerk. Als Lichtschlangen winden sie sich durch den Eisbruch, der sie schließlich verschluckt und erst am frühen Vormittag auf dem Rückweg wieder freigibt.

Ein climbing sherpa verdient nicht schlecht, 15 Dollar am Tag, mit Prämien bis zu 10.000 Dollar pro Saison. Denn jede Tour wird extra bezahlt, von 14 Dollar für den leichtesten Weg von Camp I nach Camp II bis zu 555 Dollar für den letzten Abschnitt zum Gipfel. Bevor ein Kunde auch nur einen Fuß auf den Everest setzt, hat mindestens ein Sherpa schon ganz oben gestanden. Bergkönige, denen niemand etwas vormacht. Im Kuppelzelt haben sie kürzlich gemeinsam „Cliffhanger“ mit Sylvester Stallone als kletterndem Ranger gesehen. Laut lachend, dabei ist es gar keine Komödie.

Brice geht die Problemfälle unter den Kunden durch: Der Professor wird es wohl nicht schaffen, der Husten ist zu schlimm. Nach dem Rumänen hat ein Physiotherapeut gesehen. „Vielleicht ist es der Rücken, vielleicht ist es der Kopf“, hat der Therapeut danach gesagt. Baciú wird nicht auf den Gipfel gehen, nur weiß er das noch nicht. Genauso wenig wie die 70-jährige Japanerin Funahashi, die bei der Akklimatisierung am Lobuche viel zu langsam war. „Wenn sie in diesem Tempo geht, stirbt sie“, meint Brice. „Das sagt jede Statistik.“ Er wird mit ihr reden. Bald darauf reist sie ab.

Insgesamt werden es wohl weniger Kunden als im Vorjahr auf den Gipfel schaffen. Zu wenige erfahrene Alpinisten in der Gruppe. Brice ist unzufrieden. Die Erfolgsquote ist wichtige Werbung, wichtiger als jede Anzeige. Keinen potenziellen Kunden interessiert,

wie viele Kletterer beinahe oben gewesen wären. Brice hat einmal einem Teilnehmer die Umkehr befohlen, als dessen Sauerstoff knapp wurde. Da war der Mann noch 70 Höhenmeter vom Ziel entfernt.

Aber man hat Brice auch schon Erfolgssucht unterstellt, ihn rücksichtslos genannt, ohne Moral. Als seine Teams 2006 auf den sterbenden David Sharp trafen – und angeblich auf Brices Funkbefehl hin weiterzogen. Ob es stimmt? Da hastet der Neuseeländer aufgewühlt durch die Beispiele, wie oft er schon geholfen habe: Low-Budget-Kletterern am Südsattel bekamen von ihm Sauerstoffflaschen, die oben mehr wert seien als Gold und für die er nachher weder Geld noch ein Danke erhalten habe. Und 2009 hat er 18 seiner Männer geschickt, um einen fremden Sherpa aus einer Lawine zu bergen. Und sollte er wirklich Mitschuld an Sharps Tod haben: Warum baten dann dessen Eltern ausgerechnet ihn, ein Jahr später den Rucksack ihres Sohnes vom Berg zu holen und ihnen zu bringen? Aber die Vorwürfe tauchen immer wieder auf, und etwas bleibt stets in den Köpfen haften. Das weiß Brice. Es ist, wie sich bei Schneefall Flocken von der Jacke zu klopfen. Was soll man tun. Er hat sich ein Aufnahmegerät gekauft, seit Sharps Tod schneidet er seinen gesamten Funkverkehr mit.

Im Essenszelt am Abend klingt es wie in einem Sanatorium für Lungenkranke; der Professor ist nicht mehr allein mit seinem Husten. In Daunenjacken sitzt die Gruppe am Tisch, die Kälte kommt schnell im Lager. Wann sie zum Gipfel aufbrechen werden, weiß niemand von ihnen. Das Wetterfenster, auf das sie warten, öffnet sich meist kurz vor dem Monsun. Dann ist es ruhig auf der Spitze, und der Wind fegt nicht mehr den Schnee wie eine Rauchsäule gen Himmel. Den idealen Zeitpunkt berechnet Brice aus den Daten, die ihm eine Wetterstation für 12.000 Dollar pro Saison aus der Schweiz liefert. Das ist Exklusivmaterial, das er mit niemandem teilt. An einem überfüllten Berg ist der Gipfelsturm im besten Fall wie ein Überraschungsangriff. Und wer von ihm zurückkehrt, sagt Himex-Ärztin Chavarri, „wird aussehen, als wäre er im Krieg gewesen. Erschöpft und alt.“

In der Nacht des 21. Mai verlässt die Himex-Gruppe bei minus 15 Grad Camp IV in 7926 Meter Höhe. Sieben Stunden später stehen vier Bergführer, 17 Sherpas und zwölf Kunden auf dem höchsten Punkt der Welt, darunter ein deutscher Arzt und ein hustender Professor.